



SILVIA STOLZENBURG

Die Flucht der Meisterbanditin

*Historischer
Kriminalroman*

SPANNUNG

GMEINER



»Willst du nicht auch wissen, warum der Markgraf wirklich in Ludwigsburg ist?«, fragte Marie, als sie die Straße vor der Residenz erreicht hatten. »Was, wenn seine Männer immer noch auf der Suche nach dir sind?«

»Du glaubst, dass er wegen *mir* hier ist?«

Marie schüttelte erneut den Kopf. »Eigentlich nicht. Aber vielleicht haben sie die Hoffnung aufgegeben, dich jemals zu finden. Dann müssten wir uns nicht hier verstecken und könnten woanders hingehen.«

»Wohin denn? Und wovon sollten wir dann leben?«

Auf diese Fragen hatte Marie keine Antwort. Sie wusste nur eines – den Rest ihres Lebens würde sie nicht in La Boneilles Gegenwart aushalten. Nach der Begegnung im Garten des Jagdschlusses war er ihr noch mehr zuwider als zuvor. »Vielleicht kann ich von der Dienerschaft erfahren, wer Fredegonde, Cupido und Argande sind«, sagte sie mit Bezug auf die Briefe in dem silbernen Kästchen.

Jost stöhnte. »Das ist mit Sicherheit gefährlich. Warum, denkst du, solltest du das Kästchen stehlen? Wenn diese Leute etwas mit den Drahtziehern des Mordanschlages auf die Gräfin zu tun haben, ist mit ihnen ganz gewiss nicht zu spaßen.«

»Das weiß ich auch.« Marie atmete auf, als ihr Haus in Sicht kam. »Aber wenn ich schon im Schloss herumschnüffeln muss, kann ich mich auch um diese Angelegenheit kümmern.« Sie legte Jost beruhigend die Hand auf den Arm. »Mach dir keine Sorgen, mir wird schon nichts zustoßen.«

Als sie sich am Abend erneut auf den Weg zur Residenz machten, war es mit Maries Zuversicht allerdings nicht mehr so weit her. Die blonde Perücke und ein paar Männerkleider steckten in einer Tasche, die sie sich umhängte, als sie das Haus verließen. Sollte sie bei den weiblichen Bediensteten nichts in Erfahrung bringen, würde sie versuchen, sich als Page oder Laufbursche unter die männliche Dienerschaft des Markgrafen zu mischen. Dort war die Gefahr entdeckt zu werden, zwar größer, aber was sollte schon passieren? Außer einer Tracht Prügel drohte ihr nicht viel, falls die anderen Diener Verdacht schöpften. Sie schob die Gedanken an Entdeckung beiseite und machte einer Kutsche Platz, die auf die Residenz zuholperte.

Vor dem Schloss angekommen, reihten sie sich in die Schlange der wartenden Musiker, Sänger und Schauspieler ein und traten fröstelnd von einem Fuß auf den anderen. Seit dem frühen Abend nieselte es leicht und die Kälte kroch unaufhaltsam durch ihre Kleider.

»Bald kommt Schnee«, behauptete ein Mann mit einem Geigenkasten unter dem Arm. »Ich kann es in meinen Zehen spüren.«

Marie hoffte, dass er sich irrte, da sie den Winter fürchtete und hasste. Die Kälte hatte fast jedes Jahr eines ihrer Geschwister geraubt und der Hunger war mit jedem Tag, der verging, schlimmer geworden. Oft hatten sie im Frühjahr nicht gewusst, was sie essen

sollten, weil ihre Vorräte bis auf das letzte Korn aufgebraucht waren. Noch immer kam es ihr vor wie ein Traum, dass Jost und sie in einem Haus mit einem Kachelofen lebten und genug Geld für Nahrungsmittel besaßen.

Als sie endlich den Wachposten passiert hatten, blieb Marie staunend stehen. Überall waren bunte Lampen aus Papier aufgehängt worden, die ein warmes Licht verströmten und selbst die dunkelsten Ecken erhellten. Männer und Frauen in prachtvollen Kleidern standen in kleinen Grüppchen beisammen. Einige Leibgardisten des Herzogs bewachten mit grimmigen Mienen die Durchgänge zwischen den Gebäuden, die hell erleuchtet waren. Von irgendwoher drang Pauken- und Trompetenschall, woraufhin Leben in die hohen Herrschaften kam.

Maries Blick fiel auf einen Mann, der in einer steifen Uniform steckte. Als er sich der Dame an seiner Seite zuwandte, um ihr den Arm zu reichen, setzte ihr Herz einen Schlag aus. »Himmel hilf!«, murmelte sie.

»Was ist?«, fragte Jost.

Marie zog mit zitternden Händen ihre Kapuze über den Kopf und trat tiefer in die Schatten.

»Was ist los?«, wollte Jost erneut wissen.

»Siehst du den Mann da drüben? Den in der dunklen Uniform?«

Jost kniff die Augen zusammen. »Was ist mit ihm?«

»Das ist der Kerl, für den ich das Kästchen stehlen sollte.« Marie konnte den Blick nicht von dem Mann abwenden. Erst als er im Hof des Corps de Logis verschwunden war, sah sie Jost an. »Er ist hier!«

»Bist du sicher?« Jost zog sie noch näher an die Wand des Ordensbaus.

Marie nickte. »Absolut.«

»Was hat er hier zu suchen?«

»Vermutlich ist er zu dem Fest eingeladen worden«, gab Marie zurück.

»Denkst du, er gehört zu den Feinden der Gräfin?«

Marie rieb sich nervös die Oberarme. »Ich habe keine Ahnung. Wer auch immer er ist, er darf mich auf keinen Fall erkennen! Er weiß, dass ich eine Diebin bin!«

Jost stöhnte. »Was sollen wir jetzt tun?«

Obwohl die Furcht sie zur Flucht trieb, versuchte Marie, einen kühlen Kopf zu bewahren. Jost und sie steckten bereits in ihren Kostümen. Wie geplant, hatte sie sich weitaus stärker geschminkt als sonst und die Form ihres Mundes verändert. Ihr Haar hatte sie mit Mehl bestäubt, damit es aus der Ferne heller wirkte. Nach dem Ende des Stückes würde sie sich in eine einfache Magd verwandeln, auf die keiner der hohen Herren und Damen achten würde. Der Soldat, für den sie das silberne Kästchen gestohlen hatte, kannte sie nur als feine Dame. Niemals würde er sie in ihrer Verkleidung erkennen.

»Marie?« Jost zupfte sie am Ärmel.

Marie schüttelte die Angst ab und holte tief Atem. »Uns wird nichts zustoßen«, sagte sie mit mehr Überzeugung, als sie empfand. »Solange wir nicht aus der Rolle fallen, wird niemand Verdacht schöpfen.« Sie schenkte Jost ein aufmunterndes Lächeln und versuchte, nicht an all das zu denken, was an diesem Abend schiefgehen konnte.

KAPITEL 6

Ludwigsburg, 3. November 1721

Wilhelmine von Grävenitz hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Wie an jedem Hubertustag, ging ihr der ständige Pauken- und Trompetenschall gewaltig auf die Nerven. Doch für Eberhard schien das Getöse unabdingbar zu sein, um seine Rolle als Serenissimus, als großer Fürst, zu unterstreichen. In seinem Selbstverständnis als »Schwäbischer Sonnenkönig« fiel er immer mehr der Neigung zu Prunk und Protz zum Opfer, die in den Galatagen gipfelte.

Er hatte sich nach der Jagd umgezogen und steckte in einem prächtigen roten Rock mit breiten Schößen, einer gelben Kniehose und Stiefeln. An seiner Brust hing das Ordenszeichen des Hubertusordens, ein Kreuz, in dessen Mitte ein kleines »W« angebracht war. Über diesem »W« prangte in einem grün emaillierten Schild der Herzogshut. Außerdem trug Eberhard den Elefantenorden an einem blauen Schulterband über der linken Schulter. Sein Gesicht leuchtete rosig und die Perücke auf seinem Kopf war wie zum Anlass der Jagd kurz und wellig.

Wilhelmine hatte sich von ihren Hofdamen in eines ihrer kostbarsten Gewänder helfen lassen, ein blaues Seidenkleid, das mit Goldfäden verziert und mit Perlen bestickt war. Eine Kette mit einem riesigen Rubin hing an ihrem Hals, den überdies ein Diamant schmückte. Ihr Haar hatte sie zu einer aufwändigen Hochsteckfrisur aufgetürmt, in der weitere Juwelen funkelten. Da ihr Reifrock sehr ausladend war, konnte sie nur mit großem Abstand neben dem Herzog herschreiten.

Auch die anderen Mitglieder des Hofstaates hatten sich zum Anlass des Ordensfestes herausgeputzt. Im Gänsemarsch ging es durch einen langen Korridor zu einem Saal des Schlosses, in dem drei Tafeln aufgebaut worden waren: eine Fürstentafel mit goldenen Services, und zwei Kavaliertafeln, die in Silber eingedeckt worden waren. Kunstvolle Figuren aus Porzellan und gewaltige silberne Tafelaufsätze schmückten die Tische, außerdem waren getrocknete Blütenblätter und wohlriechende Kräuter auf den Tischtüchern verstreut worden. Der Saal wurde von zahllosen Kerzen in Kronleuchtern erhellt, deren Licht sich in all dem Gold und Silber fing.

»Meine Liebe.« Eberhard half ihr, sich an die Fürstentafel zu setzen, an der auch der Markgraf von Baden-Durlach Platz nahm.

Sobald die Gäste saßen, verstummten die Pauken und Trompeten und die Hofkapelle des Herzogs stimmte eine kleine Tafelmusik an. Augenblicklich begannen die Bediensteten, die Speisen aufzutragen. Da am württembergischen Hof »à la Française« serviert wurde, kamen bei einem Gang alle Gerichte gleichzeitig auf den Tisch. Drei Gänge mit jeweils zwölf Speisen waren an diesem Galatag vorgesehen, danach gab es von der Hofkonditorei zubereitete Torten, Kuchen, Eis, Cremes und exotische Früchte.

Der erste Gang, bestehend aus Hühnersuppe, warmer Taubenpastete, gebratenen Rebhühnern, kleinen Kalbfleischpasteten, Forelle, Kutteln, Hirsch an Zimt, Kalbfleisch mit Limonen, Rehschlegel, Würsten, einem Speckkuchen und Sauerkraut, wurde symmetrisch auf der langen Tafel angeordnet. Obwohl Wilhelmine keinen großen Hunger hatte, ließ sie sich von jedem Gericht etwas auftragen, das sie kaum anrührte. Stattdessen beobachtete sie Eberhard Ludwig und seinen Schwager, die sich lebhaft über die heutige Jagd unterhielten.

»Sie sind immer noch ein außergewöhnlicher Reiter«, lobte der Markgraf seinen Schwager.

Eberhard lächelte weinselig und biss in eine der Kalbfleischpasteten, deren Saft ihm am Kinn hinabließ. »Nun, Sie sind auch sicher im Sattel gesessen«, gab er das Kompliment zurück. »Anders als dieser ungeschickte Piqueur, der sich beinahe den Hals gebrochen hat.«

»Seien Sie nicht so streng zu ihm«, gab der Markgraf zurück. »Es war ein wirklich waghalsiges Manöver, über diese Mauer zu setzen.«

Wilhelmine wandte ihre Aufmerksamkeit gelangweilt ab und versuchte sich im Austausch leerer Höflichkeiten mit einer der Damen an der Tafel. Wie immer wünschte sie sich, der Abend wäre schon zu Ende, da diese Anlässe sie mehr und mehr ermüdeten. Es erschien ihr wie eine Ewigkeit, bis endlich der letzte Gang abgetragen wurde und Eberhard die Tafel aufhob.

»Auf zum Theater!«, dröhnte der Herzog, sichtlich angeheitert.

Wilhelmine folgte ihm und wenig später betraten sie den Ordenssaal, in dem sich Eberhard mit einem Seufzen in den gepolsterten roten Stuhl fallen ließ, der eigens für ihn auf ein kleines Podest gestellt worden war. Wilhelmine wollte gerade neben ihm Platz nehmen, als ihr Heinrich von Schütz und ein Mann auffielen, die am Rand des Saals in ein Gespräch vertieft waren. Schütz schien aufgebracht zu sein. Der Mann bei ihm, ein Offizier in Uniform, redete mit beschwichtigenden Gesten auf ihn ein. Wilhelmine runzelte die Stirn. Seit einiger Zeit kam Schütz ihr immer öfter abwesend vor, wirkte abgelenkt und nervös. Hatte der Soldat etwas damit zu tun? Sie beschloss, ihn bei nächster Gelegenheit zur Rede zu stellen.

»Komm schon, setz dich zu mir!«, forderte Eberhard sie auf.

Widerstrebend folgte Wilhelmine der Aufforderung, während sich Misstrauen in ihr